

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten

16) Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

(Schluß.)

XLVII.

Meine Geschichte.

Anmerkung des Herausgebers. — Man hat die Blätter, die sich an das Vorliegende anschließen, noch nicht aufgefunden. Vielleicht hat der Verurtheilte, wie die folgenden Blätter anzudeuten scheinen, keine Zeit mehr gehabt, sie zu schreiben. Es war schon zu spät, als er den Plan dazu faßte.

XLVIII.

Aus einem Zimmer des Stadthauses.

Aus dem Stadthaus! . . . — So bin ich also hier. Die abscheuliche Ueberfahrt ist geschehen. Da liegt der Platz vor mir. Unter dem Fenster heult die widerliche Menge. Unter Gelächter erwartet sie mich.

Vergeblich hatte ich mich aufgerafft und zusammengenommen. Mir wurde schwach. Als ich über die Köpfe hinweg die beiden großen rothen Arme mit dem dunklen dreieckigen Veil zwischen den beiden Laternen des Quais sich erheben sah, da war es mit meiner Kraft aus. Ich verlangte, eine letzte Erklärung machen zu dürfen. Man brachte mich hierher und schickte nach einem Staatsanwalt. Ich warte auf ihn. Wenigstens diese Frist gewonnen!

Es verlief so:

Drei Uhr schlug es. Man kündete mir an, daß es Zeit sei. Ich zitterte, als ob ich seit sechs Stunden, seit sechs Wochen, seit sechs Monaten an etwas anderes gedacht hätte. Es wirkte auf mich wie etwas Unerwartetes.

Wir durchschritten lange Korridore und stiegen Treppen hinunter. Durch zwei kleine Thüren des Erdgeschosses wurde ich in einen finsternen engen und gewölbten Raum gestoßen, in den nur schwach ein regnerischer und nebliger Tag fiel. In der Mitte stand ein Stuhl. Man hieß mich niedersitzen, was ich auch that.

In der Nähe der Thür und rings an den Wänden standen mehrere Personen, darunter der Priester und der Gendarm. Drei Menschen fielen mir außerdem besonders ins Auge.

Der erste, der größte und älteste von ihnen, sah feist aus und hatte ein rothes Gesicht. Er trug einen Ueberrock und einen unförmigen dreieckigen Hut. Das war Er, der Henker, der Knecht der Guillotine. Die beiden Anderen waren wiederum seine Knechte.

Staum hatte ich mich hingeseht, als die beiden Anderen von hinten, wie Ragen, auf mich zuschlichen. Dann spürte ich plötzlich in meinen Haaren ein kaltes Eisen und die Scheere knirschte an meinen Ohren.

Meine Haare wurden kreuz und quer abgeschnitten und fielen in Büscheln auf meine Schultern. Der Mann mit dem dreieckigen Hut legte sie bedächtig mit seiner großen Hand fort.

Um mich herum sprach man mit leiser Stimme.

Draußen war ein großer Lärm, der brausend durch die Luft zitterte. Zuerst glaubte ich, daß es der Fluß sei; aber an dem Gelächter merkte ich, daß es die Menge war. Ein junger Mann, der in der Nähe des Fensters stand und mit einem Bleistift in eine Prieftasche schrieb, fragte einen der Schließer, wie man das nenne, was man hier mache.

„Die Toilette des Verurtheilten“, war die Antwort des andern.

Ich dachte mir dabei, daß dies morgen in der Zeitung stehen würde.

Möglich zog einer der Knechte mir die Jacke aus, der andere ergriff meine beiden herabhängenden Hände und legte sie auf meinen Rücken zusammen. Ich fühlte, wie meine Handgelenke mit einem Strick gefesselt wurden. Gleichzeitig müßte der andere mein Halstuch ab. Mein Battisthemd, der

einziges Feßel, der mir von früher übrig geblieben war, machte ihn einen Augenblick stuhlig; dann fing er an, den Stragen abzuschneiden.

Bei diesem schrecklichen Vorgang, als das Eisen meinen Hals berührte, zitterten meine Kniee, und ich stieß einen dumpfen Schrei aus. Die Hand des Knechtes zitterte.

„Entschuldigen Sie“, sagte er. „Habe ich Ihnen wehe gethan?“

Die Henker sind sehr zartfühlende Menschen!

Die Menge heulte draußen noch lauter.

Der dicke Mann mit dem finrigen Gesicht bot mir ein mit Weinessig getränktes Taschentuch an.

„Danke“, sagte ich zu ihm so laut ich konnte, „ich habe es nicht nötig, ich befinde mich ganz wohl.“

Dann bückte sich einer von beiden Knechten und fesselte mir beide Füße mittels eines dünnen Strickes, so daß ich nur kleine Schritte machen konnte. Der Strick um meine Füße wurde dann mit dem um meine Hände zusammengeknüpft.

Der dicke Mann warf mir dann die Jacke über den Rücken und schlang die Aermel unter meinem Arm zusammen. Sie hatten jetzt ihre Arbeit verrichtet.

Nun kam der Priester mit seinem Kreuzfig und sprach:

„Wohlan, mein Sohn.“

Die Henkersknechte faßten mich unter die Arme. Ich erhob mich, ich ging vorwärts. Mein Gang war schlaff und ich knietete ein, wie wenn ich zwei Kniee an jedem Bein hätte.

In diesem Augenblick öffnete sich die äußere Thür auf zwei Schläge. Wildes Geschrei, kalte Luft und helles Licht drangen in die Dunkelheit bis zu mir. Aus der Tiefe des finsternen Gemaches sah ich plötzlich auf einmal durch den Regen die tausendköpfige heulende Menge, die enggedrängt an dem Geländer der großen Treppe des Justizpalastes stand; zur Rechten, in gleicher Höhe mit der Thürschwelle, eine Reihe von Gendarmepferden, von denen ich durch die niedrige Thür nur die Vorderfüße und die Brustriemen sehen konnte. Mir gegenüber eine Abtheilung Soldaten in Reich und Elend; zur Linken, der hintere Theil eines Karrens, an den sich steil eine Leiter lehnte. Ein gräßliches Bild, das da in den Rahmen einer Gefängnisthür gefaßt war.

Für diesen gefürchteten Augenblick hatte ich meinen Muth aufgeparkt. Ich ging drei Schritte vorwärts und erschien auf der Schwelle der Zelle.

„Da ist er, da ist er“, brüllte die Menge. „Er kommt! Endlich!“

Nud die mir am nächsten standen, klatschten in die Hände. Als wenn der König erschienen wäre! Aber das würde ihnen kaum soviel Freude gemacht haben.

Es war ein gewöhnlicher Karren, mit einem schwindstüchtigen Gaul davor. Der Kutscher hatte einen blau und roth gestreiften Kittel an, wie ihn die Gemüsegärtner in der Umgegend von Bicêtre tragen.

Der dicke Mann mit dem dreieckigen Hut stieg zuerst auf. „Guten Tag, Herr Sanson“, schrien die Kinder, die sich an Fensterposten angeklammert hatten.

Ein Knecht folgte ihm.

„Bravo, Mardi“, schrien die Kinder von Neuem.

Beide nahmen auf den Bänken im Vordertheil des Wagens Platz.

Nun kam ich. Ziemlich gefaßt stieg ich auf.

„Er geht ganz sicher!“ sagte eine Frau, die in der Nähe der Gendarmen stand.

Dieses grausame Lob stökte mit etwas Muth ein. Der Priester setzte sich neben mich. Mein Platz war auf dem Bänken im Hintertheil des Wagens. Den Rücken nach dem Pferde zu. Mir schauderte ob dieser letzten Zuborkommenheit.

Darin beweisen sie Menschlichkeit!

Ich wollte um mich blicken. Gendarmen vorn, Gendarmen hinten; dann eine unabsehbare Menge; ein Meer von Köpfen auf dem Platze.

Eine Abtheilung von Gendarmen zu Pferde erwartete mich an dem Gitterthor des Justizpalastes.

Der Offizier gab ein Kommando. Der Karren und seine Bedeckung setzte sich in Bewegung, als ob das Geheul des Pöbels ihn vorwärts stieß.

Wir passirten das Gitterthor. Im Augenblick, als der

Karren auf den Pont au Change zufuhr, brach ein Gebrüll auf dem Platze vom Pflaster bis zu den Dächern aus. Von den Brücken und den Quais schallte es zurück, daß beinahe die Erde bebte.

Das Piquet, das dort wartete, schloß sich der Bedeckung des Karrens an.

„Gut ab, Gut ab,“ schrien tausend Kehlen zugleich. — Da mußte auch ich verzweifelt lachen. Ich sagte zum Priester:

„Sie die Hüte ab, ich den Kopf ab.“

Im Schritt giug es weiter.

Auf dem Blumen-Quai duftete es stark; es ist Markttag heut! Die Blumenverkäuferinnen haben ihren Stand verlassen, um mich zu sehen.

Gerade gegenüber, kurz vor dem viereckigen Thurme, der die Ecke des Justizpalastes bildet, sind einige Kneipen, deren Entresols voll von Zuschauern sind, die über ihre schönen Plätze glücklich sind; besonders die Frauen.

Die Kneipwirthe haben heute einen guten Tag.

Man vermiethet Tische, Stühle, Gerüste und Karren. Alles tracht unter der Last der Zuschauer.

Die Verkäufer von Menschenblut schreien aus vollem Halse:

„Wer will noch einen Platz?“

Wuth ergriff mich gegen diesen Pöbel. Ich hätte ihm zuschreien mögen:

„Wer will meinen Platz haben?“

Der Karren fuhr indeß weiter. Bei jedem Schritt nahm die Menge hinter ihm ab, und ich sah, daß sie sich weiter oben an anderen Punkten meines Weges aufstellte.

Als wir am Pont au Change antamen, sah ich zufällig hinter mich nach rechts. Mein Blick fiel auf einen düsteren und alleinstehenden, mit Skulpturen bedeckten Thurm auf der anderen Seite des Quais, der die Häuser überragte. An seiner Spitze erblickte ich zwei Ungeheuer aus Stein. Ich weiß gar nicht recht, warum ich den Priester fragte, was das für ein Thurm sei.

„Saint-Jacques-la-Boucherie“) gab mir an seiner Statt der Fenster zur Antwort.

Ich weiß nicht, wie das kam: trotz des Nebels und trotz des feinen und heilschimmernden Regens, der die Luft wie ein Spinnnetz durchwebte, entging mir nichts von alledem, was um mich herum vorging. Jede Einzelheit davon verursachte mir neue Qual. Die Worte fehlen mir für diese Stimmungen.

Witten auf dem Pont au Change, der trotz seiner Breite die Menschenmenge kaum fassen konnte, so daß wir nur mit vieler Mühe hinüberkamen, packte mich ein gewaltiges Grauen. Ich fürchtete, ohnmächtig zu werden. Die letzte Schwäche! Darauf versuchte ich mich selbst zu betäuben, und blind und taub für Alles zu sein. Nur den Priester wollte ich hören, dessen Worte, vom Getöse unterbrochen, ich aber kaum vernahm.

Ich ergriff das Kreuzifix und küßte es.

„Erbarme dich meiner, o mein Gott,“ betete ich. — Ich versuchte, mich in diesen Gedanken zu vertiefen.

Aber jeder Stoß des Karrens erschütterte mich. Dann empfand ich plötzlich eine große Kälte. Der Regen hatte meine Kleider durchweicht und meine Kopfhaut durch mein kurzgeschorenes Haar genächt.

„Du zitterst vor Kälte, mein Sohn?“ fragte mich der Priester.

„Ja“, antwortete ich.

„Ach! Nicht allein vor Kälte.“

Am Ende der Brücke beklagten mich Frauen, daß ich so jung sei.

Wir fuhren über den verhängnisvollen Quai. Ich sah und hörte nichts mehr. All diese Stimmen, all diese Köpfe an den Fenstern, an den Türen, in den Läden, an den Laternenpfählen; diese blutlechzenden, grausamen Zuschauer; diese Menge, in der alle mich konnten und von der ich Niemand kannte; der Weg, der mit menschlichen Gesichtern gepflastert und eingeschlossen ist. . . . Ich war wie trunken, und betäubt. Es ist etwas Unerträgliches, wenn das Gewicht so vieler Blicke auf einem ruht.

Ich schwankte auf der Bank hin und her und schenkte nicht einmal mehr dem Priester und dem Kreuzifix Aufmerksamkeit.

In dem Tumult, der mich umtvogte, konnte ich nicht

mehr die Ausrufe des Bedauerns von denen der Freude, das Gelächter vom Weinen, die einzelnen Stimmen von dem Gebrüll unterscheiden; alles war für mich ein verworrenes Getöse, das in meinem Kopfe wie an einer Metallscheibe wiedertönte.

Meine Augen lasen mechanisch die Schilder an den Verkaufsläden.

Einmal packte mich noch die seltsame Neugier, den Kopf umzuwenden und zu sehen, wohin ich fuhr. Es war die letzte Prahlerei des Verstandes. Aber der Körper versagte den Dienst; mein Nacken blieb gelähmt und wie todt.

Ich sah nur zu meiner linken Seite jenseits des Flusses den einen Thurm von Notre-Dame, der, von dieser Stelle aus gesehen, den andern verdeckt. Er ist der, von dem die Fahne weht. Es waren viel Leute auf dem Thurm. Von dort mußte man alles sehr gut sehen können.

Der Wagen fuhr weiter und weiter. Die Läden gingen vorüber, die Aushängeschilder, die geschriebenen, gemalten und vergoldeten, folgten aufeinander. Der Pöbel lachte und stampfte mit den Füßen durch den Schmutz. Mir war alles wie in einem Traum.

Plötzlich hörte die Reihe der Läden, die meine Blicke beschäftigten, an der Ecke eines Platzes auf; das Gebrüll der Menge wurde noch lauter, kreischender, freudiger. Der Karren hielt plötzlich an, und ich wäre beinahe mit dem Gesicht auf den Boden des Karrens gefallen. Der Priester hielt mich. „Muth,“ flüsterte er. — Dann wurde eine Leiter hinten an den Karren gelehnt; er gab mir den Arm, ich stieg herunter, ich that einen Schritt, drehte mich dann um, um noch einen zu machen und konnte nicht. Zwischen den beiden Laternen des Quais hatte ich etwas Unheimliches gesehen.

Das war es ja!

Ich blieb stehen und schwankte, als ob ich den Streich schon erhalten hätte.

„Ich habe eine letzte Erklärung zu machen,“ rief ich mit schwacher Stimme.

Man brachte mich hierher.

Ich bat, daß man mich meine letzten Wünsche niederschreiben ließe. Sie banden mir die Hände los, aber der Strick liegt bereit vor mir. Da unten ist das Ende!

XLIX.

Ein Richter, ein Kommissar, oder irgend so ein Beamter ist soeben gekommen. Ich bat ihn mit gefalteten Händen und auf den Knien um meine Begnadigung. Seine Antwort unter unheilvollem Lächeln war darauf, ob das Alles sei, was ich ihm zu sagen hätte.

„Begnadigung, Begnadigung,“ wiederholte ich, „oder — aus Barmherzigkeit, wenigstens fünf Minuten Frist.“

Wer weiß? Sie wird vielleicht noch kommen, meine Begnadigung. Es ist so schrecklich, in meinem Alter sterben zu müssen! Begnadigungen, die im letzten Augenblick kommen, hat man so oft erlebt. Und wen sollte man begnadigen, wenn nicht mich?

Dieser verrückte Fenster! Er trat auf den Richter zu, um ihm zu sagen, daß die Hinrichtung zu einer bestimmten Stunde vor sich gehen müsse, daß diese Stunde gekommen, daß er verantwortlich sei, daß es außerdem regne und möglicherweise die Maschine rostig werden könne.

„Aus Barmherzigkeit, nur noch eine Minute, um meine Begnadigung zu erwarten! Oder ich wehre mich, ich beiße!“

Der Richter und der Fenster sind hinausgegangen. Ich bin allein. — Allein mit zwei Sendarmen.

O das schreckliche Volk mit seinem Spänengeheul! — Wer weiß, ob ich ihm nicht doch noch entrinnen werde? Ob ich nicht gerettet werde? Wenn ich begnadigt werde? . . . Es ist unmöglich, daß man mich nicht begnadigt!

O, die Elenden! Mir scheint, sie kommen schon die Treppe herauf . . .

Bier Uhr.

(Nachdruck verboten.)

Olivenöl.

Das Olivenöl wird in vorzüglicher Qualität im südlichen Frankreich — daher der Name Provençeröl — in der Riviera, in Mittel- und Süditalien, Istrien, Dalmatien, Griechenland und der Levante, Kalifornien, Persien und Australien erzeugt. Ein besonders fruchtbares Produktionsgebiet ist die den Golf von Neapel im Südosten abschließende Halbinsel Sorrent. Die Ernte ist hier bisweilen noch einträglicher als die der Orangen und Citronen.

) Das Schlachthaus zum heiligen Jakob.

Die ganze Küstenlinie von Castellamare bis Massalubrense ist mit herrlichen Olivenbäumen dicht bepflanzt. Sie wachsen zumeist an den Bergabhängen, denn sie gedeihen am besten auf felsigem, trockenem Boden. Ihre dicht in einander verflochtenen, knorrigen Zweige sind von phantastischer Gestalt, und die dunkelgrünen, silberweiß umrahmten Blätter gewähren dem Auge einen Ruhepunkt in der helleuchtenden Landschaft.

Die Oliven ergeben ein oder zweimal im Jahr eine reiche Ernte. Im Monat September beginnt die Frucht eine blauschwarze Farbe anzunehmen, ist aber bis Oktober noch nicht völlig gereift. Zahlreiche Früchte werden von kleinen Maden angegriffen und fallen dann von den Bäumen; aber auch diese Oliven werden vom Boden aufgelesen und zur Bereitung einer geringeren Sorte Del verwertet. Völlig ausgereifte Früchte liefern Del von besonders vorzüglicher Qualität. In einigen Theilen Italiens werden sie selten vor dem Monat Dezember gesammelt, aber an der Küste von Sorrent ist es gewöhnlich erforderlich, sie schon früher abzuhäufen.

Die Bauern haben die üble Gewohnheit, die Oliven durch heftiges Schütteln der Bäume herunterzuholen, um sich die Mühe des Hinauffletterns zu ersparen. Natürlich ist das Ausschlagen der Früchte auf den Boden diesen nicht gerade zuträglich, und die Bauern schädigen sich selbst. Sind die Körbe gefüllt, so befördern sie die Frauen auf den Köpfen nach der Mühle.

Die Frucht muß sofort umgeschüttelt und möglichst bald verarbeitet werden, sonst beginnt sie zu gähren, und das aus ihr bereitete Del erhält einen herben, unangenehmen Geschmack. Größere Fabrikanten gewinnen das Del unter Anwendung von Maschinen; aber in Sorrent und Umgebung bedient man sich meist noch der älteren Methoden.

Die Oliven werden in ein ungeheures Stein-Bassin oder Reservoir geschüttet, in dessen Mitte ein Schleifstein rotirt. Die drehbar am Dachgespärre befestigte Welle ist mit einem Querbalken versehen, vor welchem ein Rauesel gespannt wird. Diesen sind die Augen verbunden, damit er nicht schwindelig werde. Der Mühlstein wird in Rotation versetzt und die Oliven zerquetscht. Mitunter werden Menschen anstatt der Rauesel verwendet, doch ist das eine thörichte Verschwendung der Arbeitskraft, da zum mindesten vier Leute, zwei an jedem Ende des Querbalkens, erforderlich sind, um die Arbeit des einen Maulthieres auszuführen. Ein Mann muß mit einem hölzernen Spaten die Oliven beständig unter den Schleifstein schaufeln, da sie stets gegen die Seitenwände des Bassins geschleudert werden. Wenn die zerquetschte Masse aus dem Bassin entfernt wird, um den Extrakt daraus zu gewinnen, ist sie dunkelbraun und dem Torf ähnlich. Sie wird nun unter die gleichfalls mit der Hand betriebene Presse gethan, welche sowohl durch Frauen wie durch Männer in Bewegung gesetzt wird.

Der Extrakt fließt in einen großen Behälter, und in diesem scheidet sich eine wässrige schwarze Flüssigkeit von dem Del. Erstere sinkt zu Boden, während das leichtere Del an der Oberfläche schwimmt. Ist der Behälter gefüllt, so wird das Del in große irdene oder gläserne Krüge gefüllt, das Wasser aber abgeleitet. Nach wenigen Tagen muß das Del in andere Krüge geschüttet werden, da sich ein Bodensatz gebildet hat. Dies geschieht nun in gewissen Zwischenräumen stets aufs Neue, bis das Produkt vollkommen klar und rein ist.

Der Durchschnittspreis für feines Salat- und Speiseöl beträgt pro Liter 0,80 bis 1,20 Mark. Das während der Saison bereitete Del ist stets wohlfeiler, als das der vorübergehenden Jahre, denn so sorgfältig das Del gereinigt wird, bildet sich immer doch noch ein leichter Bodensatz; das ist bei älterem Del nicht der Fall. Das Produkt wird in großen Mengen nach Neapel auf den Markt gesandt, aber nur in geringen Mengen exportirt.

Feines Olivenöl sieht hellgelb aus, ist geruchlos und schmeckt mild und süßlich. Milder gutes Del ist tiefgelb oder grünlich, riecht ranzig und hat einen unangenehmen Geschmack.

Das Del wird in der Medizin, sowohl innerlich als äußerlich, angewandt und dient namentlich zur Bereitung von Pflastern und Salben. Sehr beträchtlich ist auch die Verwendung des Oels zur Seifenfabrikation, zum Schmieren von Maschinenteilen und zum Einsetzen der Wolle. — Arnold Rohde.

Kleines Feuilleton.

gk. Heber gefärbte Skelette, die in den alten Kurgangravern (Hügelgravern) gefunden werden, hielt R. E. Brandenburg nach einem Bericht des „Archiv für Anthropologie“ in der Petersburger Anthropologischen Gesellschaft einen interessanten Vortrag. In den Dnjepr-Gegenden Rußlands ist die Thatsache, daß sich in Kurgangravern gefärbte Skelette finden, zuerst bekannt geworden; aber seitdem hat sich das Fundgebiet weit ausgedehnt, bis zum Kow'schen Meer und der Halbinsel Kaman, über die Gouvernements Kiew und Kullawa hinaus; man muß annehmen, daß es sich um eine Begleiterscheinung einer besonderen Bewegung handelt, die sich nach Westeuropa hinein bis nach Frankreich und Italien verfolgen läßt. Das erste farbige Skelett wurde bei der Aufdeckung eines Kurgan bei Alexandropol, des sogenannten Langen Grabes (Dolgaja Mogila) gefunden; es lag im Erdboden selbst, das Grab war mit Steinplatten bedeckt, wesentliche Beigaben wurden nicht gefunden. In

einem anderen Grabe desselben Kurgan lag neben dem Skelett ein bronzenes Messer, ein grob gearbeiteter Topf und zu Füßen ein Pferdeblett. Im Gouvernement Kiew waren in einem Kurgan sechs Gräber, von denen zwei gefärbte Skelettknochen enthielten; bei einem gefärbten und einem ungefärbten Skelett lag ein großes Stück rother Farbe. Die Schädel waren dolicholephal. In einem anderen Grabe derselben Gegend lagen neben den Knochen steinerne und hölzerne Werkzeuge, seltener bronzene und grob gearbeitete thönerne Töpfe. Ähnlich waren die Befunde in den Gouvernements Kullawa und Jekaterinoslaw. Brandenburg selbst hat eine Anzahl solcher Gräber aufgedeckt. So fand er in einem Kurgan etwa eine Meile nördlich von Mariampol am Kow'schen Meer im Erdboden ein großes, fast 2 1/2 Meter tiefes Grab, in dem das Skelett eines Krüppels mit stark verkürzter Wirbelsäule lag. Zur Rechten lag ein bronzener Pfeil, zur Linken der Schädel eines Knaben nebst einigen Knochen, zu Häupten stand ein irdener Topf. In allen Knochen wie auch am Boden des Grabes waren Spuren von rother Farbe bemerkbar. In einem Kurgan, der einige Meilen weiter westlich lag und auf dem ein Steinbild stand, fanden sich im Erdboden vier Gräber. Das eine war in Form eines Gewölbes erbaut, mit einer später eingestürzten hölzernen Decke; darin lagen die rothgefärbten Knochen eines Skeletts. In einem anderen Grabe lagen neben dem Skelett steinerne und bronzene Werkzeuge und sehr eigentümliche irdene Gefäße, die einen leichtrothen Anflug hatten; nachdem diese restaurirt waren, ließ sich feststellen, daß die Farbe unten am Boden derselben ihren Platz gehabt hatte. Das Resultat aller dieser Entdeckungen ist, daß gefärbte Skelettknochen bezw. Skelette sich stets in Gräbern, die unmittelbar im Erdboden liegen, finden. Der Kulturzustand der Bestatteten ist sehr niedrig. Die Beigaben sind aus Stein, Knochen und Bronze; eiserne Gegenstände wurden nicht gefunden. Wie man die Färbung der Skelette zu erklären hat, ist immer noch eine Streitfrage, zu der die verschiedensten Ansichten geäußert sind. Daran, daß die Skelette etwa später direkt bemalt wären, ist nicht im Entferntesten zu denken; die Skelettknochen lagen stets in ungeörter Ordnung im Grabe. Man hat die Farbe ableiten wollen von der Farbe des Grabgewölbes oder Grabdecks. Demgegenüber ist vor allem darauf hinzuweisen, daß die Knochen auch an ihrer unteren Fläche gefärbt sind und daß auch die Boden der Gefäße Farbenspuren aufweisen, während die Deckenfarbe dort doch nicht hindringen konnte. Andere meinten, die Färbung der Knochen sei das Resultat einer noch bei Lebzeiten vorgenommenen Tätowirung. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß das Anstreichen und Bemalen an dem toten Körper vorgenommen wurde; vielleicht gehörte dieser Gebrauch zum Begräbnisritual. So läßt sich nicht nur die Färbung der Knochen, sondern auch das Finden ganzer Farbstücke erklären. —

Theater.

— Otto Erich Hartleben's Satire „Die Erziehung zur Ehe“ wurde am Sonntag im Lessing-Theater mit gutem Gelingen den Mitgliedern der ersten Abtheilung der „Freien Volkssbühne“ vorgeführt. Es war ein verdienstliches Unternehmen, an dieser Stelle das Stück, eine kräftige Satire gegen die bürgerliche Auffassung der Ehe, zur Aufführung zu bringen. Das Publikum folgte mit regem Interesse und gab besonders nach dem zweiten Akt, in dem sich ein tragisches Schicksal vollzieht, lebhaften Beifall. Das Stück wird in nächster Zeit im Lessing-Theater, zum ersten Mal in Berlin an einer öffentlichen Bühne — in anderen Städten ist es schon öfter aufgeführt, und gerade jetzt wird von Hamburg gemeldet, daß es dort mit großem Erfolg gegeben wurde — zur Aufführung gelangen. Auf ausdrücklichen Wunsch des Autors und des Vorstehenden der „Freien Volkssbühne“ behalten wir uns eine eingehende Würdigung des Stückes bis zu dieser öffentlichen Aufführung vor.

Auf die größere Satire folgte der frische Einakter „Liebesträume“ von Max Dreher, der seit Kurzem erst zum Repertoire des Lessing-Theaters gehört. Auch diesem Stücke wurde reichlicher Beifall. —

Musik.

Aus der Woche. Es ist immer wieder eine Freude, zu beobachten, wie neben den großen und erfolgreichen Unternehmungen in unserem Musikleben die Abseitsstehenden sich Mühe geben, das weniger Beachtete zu Ehren zu bringen. Verbraunt werden diese Keger heute nicht; man begnügt sich mit der Kleinheit ihrer Erfolge und vielleicht auch mit einem Kopfschütteln über den Referenten, der sie den „Rechtgläubigen“ voranstellt. Anton Bruckner ist zwar längst nicht mehr der große Bekannte; allein seine Verehrer bleiben bei dem nicht stehen, was ihm die tonangebenden Kreise widmen. Herr Paul Müller hat nun eine Reihe von Bruckner-Abenden eingerichtet, um in einem kleineren Rahmen mehr bringen zu können, als in einem größeren Rahmen zunächst zu erhoffen ist. Hauptächlich handelt es sich um den Vortrag von Symphonien des Meisters im vierhändigen Klavierauszug. Das ist nun gleichsam nur Kupferstich: die „Farben“, d. h. die Klangfarben, und dann die Tongewalt des Orchesters, die gerade bei Bruckner so viel bedeutet, fehlen. Allein die „Zeichnung“ bleibt, und der Reichtum des meist sehr engen Gewebes der Stimmen, der freilich auch nicht vollständig wiedergegeben werden kann, tritt vielleicht erst recht auffällig hervor. Wir hörten in einem kleinen Saal des „Architektenhauses“ den fünften dieser Abende. An der Reihe war

die vierte Symphonie, in Es-dur, die sogenannte „Romantische“. Sie scheint unter den Brudner'schen Symphonien die meistgespielte zu sein. Ihr wirklich „romantischer“ Charakter, ihre weicheren melodischen Formen im Gegensatz zu den herberen, abgerisseneren anderen Werken von Brudner (ungeachtet der auch hier sichtbaren Breite) machen das begreiflich. Frau Marie Hoffmann und der schon genannte Herr brachten das Stück gut heraus, wenngleich manchmal ein noch präziseres Zusammenhängen nicht schaden könnte. Es folgten Gesangsvorträge; wir hörten Lieder eines wohl noch wenig bekannten Komponisten Siegmund von Haussegger (nicht zu verwechseln mit dem eben verstorbenen Musikgelehrten Friedrich von Haussegger), die den Eindruck einer zwar nicht besonderen Eigenart, aber eines verständigen Eindringens in die dichterische Vorlage ergaben. — Möchten diese Konzerte doch auch dem weiteren Publikum besser bekannt gemacht werden!

Nun gleich zu einem Gegensatz, das ist zu den Philharmonischen Konzerten, den großen wie den kleinen. Sie leisten nach wie vor das, was ihre eigentliche Bedeutung ausmacht: sie vermitteln großen Massen des Publikums eine Menge musikalischer Werke und Personen; sie thun es auch im Ganzen mit einem sehr tüchtigen Können der ausführenden Kräfte; und daß man dann im Einzelnen dies und jenes unvollkommen findet, thut nichts zur Hauptsache. Allein den Gesamtcharakter all dieser Konzerte, insonderheit ihre bunten, nach Effekt strebenden Programme und — größtentheils die Folge davon — den mehr gesellschaftlichen als musikalischen Geist ihres durchschnittlichen Publikums können wir nur abermals bedauern.

Zu 9. Philharmonischen Konzert unter Arthur Nikisch war die hauptsächlichste Anziehung, die vor Kurzem in Deutschland erfolgreich eingeführte Sängerin Lillian Blauvelt, anscheinend aus Amerika. Sie sang — natürlich — zuerst eine französische Operarie, dann ein deutsches und ein französisches Lied; also wieder das typische Effektbouquet; eine Zugabe fehlte ebenfalls nicht. Die Sängerin gehört zu den hervorragenden und des Erfolgs beim Publikum sicheren Künstlerinnen; eine besondere Vollkommenheit der Stimmführung liegt aber nicht eben vor, die Höhe leidet etwas an der nun einmal immer wieder zu findenden Härte, und die Athmung ist auch nicht so, wie die ideale Gesangstechnik sie verlangt und wie wir sie an den wenigen in solchen Dingen muster-giltigen Sängerinnen kennen. Von zwei neuen Kompositionen, die damals aufgeführt wurden, einem Klavierkonzert des hier schon bekannten Josef Hofmann (von ihm selbst vorgelesen) und einer Orchester-suite des Musikdirektors in Bremen, Georg Schumann, betitelte „Zur Sternvaldszeit“ hören wir diese. Sie ist das Muster eines sehr brauchbaren Konzertstückes, ohne gerade besonderen Reichtum des Erfindens zu enthalten.

Auch in den „Populären“ Philharmonischen hörten wir wieder einmal eine Nummer an: es war gerade die (unvollendete) H-moll-Symphonie von Schubert. In diesem Werk, namentlich in dem durch die verschiedenen Stimmkombinationen von Bläserklängen so zauberhaft schönen langsamen Satz ist die rhythmische Bestimmtheit, an der es dem Dirigenten Herrn Josef Rebecik leider fehlt, nicht eben Hauptsache; so traten die Vorzüge des Orchesters selbst wieder einmal ins beste Licht.

Unter den wieder überaus zahlreichen Einzelkonzerten dieser Woche war eine etwas eigenthümliche Erscheinung das von der Firma L. Löwenthal veranstaltete, das die Streichinstrumente dieses Hauses vorführen sollte. Programm und ausführende Künstler waren dabei Nebensache; es galt namentlich die Frage, wie weit neue oder ganz neue Geigen den unbefrührten alten italienischen nachkommen. Man baut sie gern, wie auch in diesem Fall, nach dem möglichst genauen Muster der alten, woch aber auch, daß junge Geigen doch nie die Vorzüge der durch ein langes Alter hindurch immer besser gewordenen erreichen; insbesondere die Größe und Tragfähigkeit des Tones sowie seine ideale, über alles Raube, Mäselnde u. s. w. hinausliegende Klarheit. Mit diesem Vorbehalt konnte jenen Instrumenten, zumal einer Violine von 1898, Straduarinus-Modell, alle Anerkennung gezollt werden.

Unter den solistischen Konzertgebern dieser Woche hörten wir die lang bewährte Pianistin Clotilde Kleeberg und freuten uns des Gegensatzes von ihrer so durchaus feinen, wenngleich wohl nicht ergreifend großen Kunst zu dem Gewaltfamen, das anderen berühmten Virtuosen eigen ist. Unter den Konzerten, die wir selber zu hören keine Gelegenheit fanden, sind erwähnenswerth der Schluß von Wällner's Schubert-Zyklus, der die Beliebtheit dieses ganz eigenartigen Ausdruckskünstlers bereits auf einer gewaltigen Höhe der Begeisterung zeigte, und der Wiederabend des hier noch unbekannteren Hans Giesler, lyrischer Tenor an der Dresdener Oper: er sang ausschließlich Lieder von Richard Strauß und wurde von diesem auf dem Klavier begleitet. Unserer Verehrung der Strauß'schen Lieder als der durchaus vornehmer erfindungsreicher Werke entsprach denn auch der sehr günstige Bericht, den wir über den Verlauf dieses Konzertes erhielten.

sz.

Meteorologische.

io. Vom heutigen australischen Sommer werden außerordentliche Dinge berichtet. Die Meteorologen sind bereits daran gewöhnt, daß die Temperatur in Australien während des Sommers und Herbstes gelegentlich sehr schnell wechselt. Aber in

diesem Sommer haben sich Temperaturverhältnisse eingestellt, die auf Mensch und Thier geradezu gefährlich wirken mußten. Am letzten 5. Dezember hatte Melbourne eine Temperatur von 75 Grad in der Sonne und 43 Grad im Schatten, das heißeste Dezemberwetter, das seit über zwei Jahrzehnten zu verzeichnen gewesen ist. In Melbourne war es aber noch nicht am schlimmsten. In dem Orte Moggel in Neu-Süd-Wales erreichte die Temperatur an demselben Tag 44 Grad, an mehreren andern Orten 45 Grad, in Werrarrina 46 Grad und in Longreach in Queensland gar 48 Grad im Schatten; an letzterem Orte sollen buchstäblich die Vögel von den Bäumen gefallen sein, von der Gluthluft getödtet. —

Technisches.

— Motoren für Flugtechnik. Im Wiener Flug-technischen Verein hielt dieser Tage Professor Czischel einen Vortrag über sämtliche Systeme der bisher bekannten Motoren in Bezug auf ihre Verwendung für die Luftschiffahrt. Die meisten Motoren haben ein zu großes Eigengewicht, um sich selbst heben und ein Fahrzeug durch die Lüfte tragen zu können. Man war deshalb von jeher bemüht, einen Motor von solcher Leichtigkeit zu konstruiren, daß ein entsprechendes Verhältniß zwischen Kraft und Last hergestellt werden könnte. Motoren mittels Dampf-, Gas- oder Wasserbetrieb sind demnach nicht verwendbar. Aber auch die Explosionsmotoren, beispielsweise flüssiges Acethlen, können nicht in Betracht kommen, denn obgleich ihr Eigengewicht gering ist, nehmen die mitzuführenden Reservoirs ein zu großes Gewicht in Anspruch, ferner ist die große Explosions-Gefahr zu bedenken. Am geeignetsten seien aber jetzt die Benzinmotoren, und zwar seitdem durch die Erfindung von de Dion und Bouton in Paris diese ohne Wasserführung hergestellt werden können, wodurch diese Motoren bei ganz geringem Gewichte eine kolossale Energie zu entwickeln vermögen, nämlich 1 3/4 Pferdekraft bei 26 Kilogramm Eigengewicht. Bei einem solchen Verhältnisse sei es möglich, meinte der Vortragende, eine Luftfahrt durchzuführen. Hierauf erklärte Ingenieur Krefz, daß für das von ihm konstruirte Luftschiff ein Motor gleichfalls für Benzin hergestellt werde, der sogar für 20 Pferdekraft mit 200 Kilogramm wiegt. Hervorgehoben wurde auch der große Vortheil eines so geringgewichtigen Motors für die Entwicklung des Automobilsimus überhaupt. Zum Schluß erklärte der Vortragende, daß die Zukunft in der Luftfahrt dem elektrischen Motor gehöre, da es zweifellos möglich sein werde, die in der Atmosphäre vorhandene Elektrizität sich dienstbar zu machen und die Akkumulatoren ganz zu entbehren. Die Telegraphie ohne Draht und die neuesten Erfindungen von Tesla zeigen den Weg dazu. —

Humoristisches.

— Familien-Szene. Gattin: „Männchen, im nächsten Monate feiern wir unsere goldene Hochzeit!“
Professor (unwirsch): „Nach der grünen Hochzeit die silberne und nun schon wieder die goldene. — Man kommt ja aus dem Hochzeitstreiben garnicht mehr heraus!“ —

— Regie-Kniff. Schauspieler: „Meine Stiefel sind nicht fertig, ich kann den Zell heute nicht spielen.“
Direktor: „Dann spielen Sie den Parricida — der tritt barfuß auf!“ —

— Beruhigung. Miether: „Die Hauptsache ist, daß das Zimmer hübsch ruhig ist.“
Wirthin: „Na ob! Nebenan wohnt ein Sänger, wenn es nicht ruhig wäre, könnte der ja schon nicht den ganzen Tag üben.“ —

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Die Freie Volkshöhne plant für Ende April im Theater des Westens eine Opern-Aufführung. —

— Im Schauspielhaus wird Shakespeares „Antonius und Cleopatra“ neu einstudirt. —

— Bernhard Baumeister ist an seinem Fußleiden abermals schwer erkrankt und dürfte wohl kaum mehr auf die Bühne zurückkehren. —

— Die Akademie der Künste schreibt einen Wettbewerb um den Preis der Meherbeer-Stiftung (diesmal 4500 M.) für Tonkünstler aus. Die Arbeiten müssen bis zum 1. Februar 1900 eingereicht sein. —

t. 22894099 Pfund Drahtnägeln haben die Vereinigten Staaten im Jahre 1898 ausgeführt, etwa 15 Mal mehr als vor 10 Jahren. 1897 ging fast die Hälfte der gesammten Ausfuhr nach Japan, im vorigen Jahr nahm dieses Land aber den Vereinigten Staaten nur noch 1/5 der Ausfuhr ab. —